

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 2

Artikel: Alaska-Gold [Fortsetzung]
Autor: Droonberg, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634194>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nom Gaffee het si das Braischt e chli gseht. Der Tanz vo de Junge isch witer gange, u d'Muetter Lisebeth, wo ändlige o z'verschnuppe cho isch, het si näbe Chrischte gseht u mit stille Duge zuegluegt. —

Sie isch im guet im Strumpf gsn. No di no isch i ihres Gesicht e stille Glanz cho. Der Hans het zwar mit allne Meitscheni es Rundli gmacht, aber me het dür hundert Zunheg düre gseh, daß är am liebschte mit em Widihof Lisebethi gwalzeret het.

Im Verschleifte het s' Lisebeth em Chrischte es Müpfli gäh u dütet —. Chrischte isch zwar i derige Sache nit grad vo Merkige cho u frogt zrug: „See? Was meinsch?“ — „Dumme Göhl was de bisch“, chüshelet d'Muetter u dütet no einisch, das mol e chli dütliger ubere, uf e Tanzbode ...

Mendlige het du o der Chrischte begriffe, wo der Haas im Pfäffer liegt. „Ahaaa“, macht er, un i siner Mulegge isch es chlis Schmunzle cho. Gseit het är wilers nüt meh.

D'Freud u d'Ubersünnigi hei no müesse uschüngele, u me het die Lütli lo mache. De Alte hets zwar ase chlei gniegelet.

Über ufs mol — es het grad zwöi gschlage — steit

der Murer Bärtu uf e Stuhl uche u wäht us mit de Arme: „So Lütli, jeß dunkt's mi, es wär aständig, we me üsem wärte Gastgäber u Bauherr nümme länger überläge wär. I wär derfür für gäge Bettehuse. Morn isch o wieder e Tag!“

I danke im Name vo der ganze Klerisei für das guete z'Macht u für dä gmüetlich Obe, u wünschje Glück ungers neue Dach.“

„Vergältechs Gott“, seit s' Lisebeth, „es isch gärn gange. Aber jezt näht mer no der Spängler mit ech hei, süsch chunnt ne de s' Mädi mit der Latärne cho reiche u zündet ihm hei ... I gloube, es heig ihm ordli besseret.“

Wo die Lüt s' Strööpli ache sn, het der Spängler no stober drn gluegt u feis Wort grebt.

Es isch e schöni Frühherbschnacht gsi, u d'Starne hei gschiene. — Ufs Mol schickt der Spängler e Tuzger zrug zum Ramserehus u brüelet: „S'Lisebeth isch halt doch es guets ...“

S' Fähnli am Ufrichtitannli uf der Firsch het im Nachtluff gwäht, un am ungere Husegge het der Hans am Widihof Lisebeth grad zerscht Müntschi uf sis rote Göschli drückt.

Alaska-Gold

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

2

2.

Im Pavillon-Theater.

Als Escher mit seinem Begleiter nach einem kurzen Lunch in einem der luxuriösen Restaurants, wie sie seit einigen Monaten zu Duzenden in die Existenz gesprungen waren, den Weg nach dem Pavillon-Theater einschlugen, brandete wieder das Leben der Goldstadt um sie. Überall in dem Menschengewühl sah man die gar nicht zu verkennenden Gestalten der Goldgräber, die nach monatelanger harter Arbeit und Entbehrung von ihren Claims hereingekommen waren, weil die Einsamkeit und Dede ihnen allmählich unerträglich geworden waren und das Leben hier im Vergnügungs- und Geschäftsviertel von Dawson sie mit tausend verführerischen Stimmen lockte. Man sah es an ihren roten erregten Gesichtern, wie er sie gepackt hatte, dieser Hunger nach dem Leben, nach Glitter und Licht. Häufig genug sah man auch ihre armdicken, fußlangen Lederbeutel mit Goldstaub halb aus der Tasche ihrer Madinaws hervorklugen. Das war aber immer nur die „kleine Münze“ für die Ausgaben eines in tollem Taumel verlebten und mit schwerer, trunkener Befäubung endenden Tages. Auf der Bank hatten sie noch ein halbes Duzend und mehr solcher Säcke, jeder zehnmal so groß wie dieser.

Der Rausch des Erfolges füllte die Luft wie ein Fieberhauch, den jeder einjagen mußte. Wert und Unwert hatten ihren Maßstab verloren für die Glücklichen, die schon vor Monaten hier eingetroffen waren und einen guten Claim hatten belegen können.

Und das Fieber, das Delirium, das in ihrem Hirn brannte, sprang auch auf die andern über. Geld? Hatte das überhaupt noch einen Wert? Jeder warf es fort mit beiden Händen, und es kam doch immer wieder zu ihm zurück in dieser Form oder jener, denn täglich und stündlich floß der goldene Strom von allen umliegenden Claims in dieses Gomorrhä am Klondike.

Escher sah einen Mann, den er kannte und den auch sein Begleiter kannte. Sie hatten ihn mehrfach in dem einen oder andern Lokale der Stadt getroffen und einige Worte mit ihm gewechselt. Er war einer der „Großen“ vom Klondike. Mit einer Anzahl seiner Leute und einem halben Duzend Eseln bildete er einen ganzen Zug, als er

jezt von der entgegengesetzten Richtung her die Straße entlang kam. Ueber die Schulter gehangen trug er eine Winchester Rifle, eine nicht ganz unberechtigte Maßnahme, da seine Esel mit Goldsäcken beladen waren.

In der Bank drängten sich die Kunden, um ihr Gold wiegen zu lassen. In Eimern, leeren Petroleumkanistern und jeder Art von Gefäß, wie es gerade zu beschaffen gewesen war, stand der kostbare Staub in Reihen hinter den Zahlstischen. Schwitzende Angestellte behandelten ihn mit der Gleichgültigkeit, mit der der Krämer irgendeine Ware abwägt.

Juweliere verarbeiteten ihn zu monströsen Schmucksachen, die aber den Bestellern und den gepuderten und geschminkten Schönen, für die sie bestimmt waren, als der Höhepunkt eines erlesenen Geschmades erschienen.

Noch im vergangenen Winter, im Winter von 1897/98, war das hohläugige Gespenst des Hungers durch die zu dieser Zeit noch ganz unbedeutende Stadt geschritten, unter dem Zusammenströmen der Hunderte und Tausende von Abenteurern beim ersten Bekanntwerden der großen Goldfunde. Nicht für das Doppelte ihres Gewichts in Gold konnte man eine Handvoll Bohnen kaufen. Jezt sah man überall elegant eingerichtete Läden mit Verkaufsartikeln zu fabelhaften Preisen; die Wände der Trinksalons waren mit mächtigen Spiegeln bekleidet, und die Speisefarten wiesen in langer Liste die feinsten europäischen Delikatessen auf. Ueberall Verschwendung, Zurschaustellen riesiger Vermögenswerte, aber ohne jedes Prokentum. Und überall der Mann, für den das alles hier geschaffen war, der Goldgräber mit seinem Beutel von „Staub“.

Er kam in die Stadt, ungekämmt, mit langem Bart und wilden Blicden. Oftmals zerlumpt und abgerissen, aber immer mit dem Blicke des geheimen Hungers nach dem Leben in seinen Augen. Und wer diesen Blic sah, der hatte die Vision seiner Existenz da draußen in der grauen Dede auf seinem Claim und unter der täglichen Fron seiner schweren Arbeit in Schutt und Schmutz. Sah ihn bei seinen täglichen unveränderten Mahlzeiten aus Bohnen und Speck und Flap-jacks. Sah ihn ausgestreckt auf seinem Lager von zerwühlten wollenen Decken, in seiner düsteren Kabine, in der eine einzige flackernde Kerze nur die Bestimmung zu haben schien, die Finsternis um ihn herum deutlich sichtbar zu ma-

chen. Sah aber auch den Blick nach der Ecke auf dem Wandbrett da oben, wo die leere Corned-Beef-Dose stand, die seinen gesammelten Goldstaub enthielt.

Welche Träume erweckte dieser Blick in ihm? Welche funkelnden, bunten Bilder ließ er vor ihm erscheinen, von Licht und Farbe, rauschender Musik, schönen Frauen mit wogenden Busen und gleißenden Augen und einem lockenden Duft von Moschus und Patchuli. Das alles gab es dort im Tenderloinviertel von Dawson City. Zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht. Nur ein paar kurze Tagereisen trennten ihn davon. Und dort oben die Büchse, das war die Madlindlampe, die ihm alles verschaffen würde.

Und wenn Geduld, Ausdauer, grimmiges, bulldoggenmächtiges Durchhalten unter geisttötender schwerer Arbeit eine Belohnung verdiente, so hatte er sich mehr als irgendein anderer das Recht erkauft, sich einmal auszuleben, so wie er es verstand.

Das meinten auch die anderen hier in der Stadt. Die Frauen mit den gepuderten und geschminkten Wangen, gefärbten Lippen und Augenbrauen. Die Zutreiber zu den verschiedenen Salons und Tanzhallen und der Bartender mit seinen „k.o.“-Tropfen, die er ihm in seinen Whisky schüttete, sobald der Augenblick sich als günstig erwies.

Freilich, nach ein paar Tagen hatte man wohl Mühe, den Mann wiederzuerkennen. Rasiert und mit frisch geschnittenem Haar, mit seidener Unterwäsche und eleganten Einfaßstiefeln, einem Anzug nach der letzten New Yorker Mode, erinnerte er nur noch wenig an den Mann mit den kotbespritzten Mokkasins und zerrissenem Madinaw. Und er war vermutlich auf dem Wege, eine Verabredung mit einer der Damen des Palast-Theaters oder der Tivoli-Tanzhalle einzuhalten.

Aber nach wieder ein paar Tagen, oder im besten Falle Wochen, war dann in der Regel eine neue Veränderung mit ihm vorgegangen. Nicht unvermutet eigentlich. Und wenn er Zeit gefunden hätte, seinen Kopf von dem einen Rausche erst wieder freizumachen, bevor er in den nächsten halb hineintaumelte, halb sich hineinlocken ließ, so hätte er ja auch das als das unvermeidlich Kommende erwarten müssen. Unangenehm ist es aber in dem einen wie in dem anderen Falle, wenn man plötzlich die Wahrnehmung macht, daß man auf dem Boden seines Beutels von Goldstaub angelangt ist und die Lady, mit der man so viele Flaschen Champagner zu zwanzig Dollars die Flasche getrunken hat, aus ihren blinkenden Augen jede Erinnerung an einen verloren zu haben scheint. —

Escher und Schmidt hatten das Pavillon-Theater erreicht, und ein Hüne von Portier, in reich mit Goldborten besetzter grüner Uniform, öffnete die inneren großen Glastüren vor ihnen und ließ sie eintreten.

Noch vor ein paar Monaten war der Besitzer nur Eigentümer einer recht bescheidenen Bretterbude gewesen, die den Namen Malamut-Salon führte. Jetzt gehörte ihm dieser Palast, der allgemeine Bewunderung erregte. Nicht wegen der Summen, die er gekostet hatte. Das fiel in dieser Stadt allgemeiner unsinniger Verschwendung nicht auf. Aber wegen der unglaublich kurzen Zeit, in der man dieses Wunder geschaffen.

Zur Rechten des großen, von Hunderten von Glühlampen mit Milchglasschliff beleuchteten Barraumes, den sie zunächst betraten, befand sich die lange Bar aus schwerem, rotem Mahagonn mit daran entlanglaufenden blinkenden Messingstangen als Fuß- und Armstützen für die davorstehenden oder sich dagegenlehrenden Gäste. Die Wand dahinter war mit kostbaren geschliffenen Spiegeln verkleidet, vor denen auf einem Marmor Sims Reihen funkelnder Flaschen mit Likören standen. Die grüne Farbe des Pfeffermünz, die gelbe des Whiskys, hell und klar wie flüssiges Gold in der Lichtflut und deren Widerstrahlung durch die

Spiegel aufleuchtend, die grüngelbe des Absinth, die rosenrote irgendeines Likörs für die „Ladies“, bildeten eine Farbenorgie, die jeden Blick unwillkürlich zum mindesten für einen Moment an sich riß. Hinter dem Bartisch standen die Bartender, in weißen Jacken und Schürzen, mit bewundernswerter Gewandtheit Liköre einschenkend, Cocktails mischend und Gold- und Silberstücke oder Banknoten dafür einstreichend und in den unaufhörlich klingelnden Registrierkassen verschwinden lassend.

Die Gäste an dem Bartisch wären eines Studiums für sich wert gewesen, wenn irgendjemand hier Zeit und Neigung dazu gehabt hätte. Männer in würdevollen Gehrockanzügen standen da neben anderen in blauleinenen Overalls, an denen der Schmutz der Arbeit, gegen den sie Schutz gewahren sollten, noch nicht einmal getrocknet war, bartlose junge Burtschen neben Männern in grauem Haar. Und alle lachten, lärmten, schrien, oder veruckten, mit trunkenere Stimme ein Lied zu singen.

Zur Linken, durch eine Balustrade von dem Barraum getrennt, befand sich der Spielsalon mit wohl einem Dutzend grünüberzogener Tische, an denen jede Art von Glücks spiel, von Pöfer, Pharao und Bezique bis zu Roulette und Glücksrädern im Gange war. Dasselbe Gedränge wie vor der Bar herrschte auch um die Spieltische, und die Menge hier war so gemischt wie dort. Goldgräber mit geröteten Gesichtern und erregten Blicken spielten ohne jede Ueberlegung darauf los, andere wieder mit Vorsicht und Bedachtsamkeit. Viele von ihnen trugen grüne Augenschirme, um ihre Gesichtszüge zu beschatten, die sonst vielleicht ihren Mitspielern über die Karten in ihrer Hand etwas verraten hätten. Ueberall wurde mit Chips gespielt, die man an einem Seitentische, auf dem eine Wage stand, bei einem ziemlich halunkenhaft aussehenden Individuum einwechseln konnte. Die Ladies, die vereinzelt zwischen den sich hier durcheinander drängenden Männern zu sehen waren, spielten natürlich mit den Chips ihrer Kavaliere, waren aber genau so weitend, wenn sie verloren, als wenn es ihre eigenen gewesen wären.

Da die Herren in Ottawa ihren pflichtgemäßen Anteil von den Bestechungsgeldern erhielten, erfolgte der Betrieb ungestört.

„Wollen Sie spielen?“ fragte Schmidt.

„Hätte beinahe Lust dazu“, erwiderte Escher, „denn ich sehe dort als Bankhalter einen alten Bekannten. Er war im Frühjahr, als ich mich auf der Reise hierher befand, Bankhalter in Skaguan. Er hielt dort einen Pharaotisch und ein Geistliches, der mit dem Sündenpfehl dort ein wenig aufräumen wollte, machte die Spielenden mit einem System bekannt, mit dem man unfehlbar nicht in jedem einzelnen Spiel, aber doch an jedem Abend gewinnt*). Der Herr hat es offenbar vorgezogen, den Schauplatz seiner erspriehlichen Tätigkeit nach hier zu verlegen.“

„Kennen Sie das System?“ fragte Schmidt. „Dann können wir es ja gleich einmal ausprobieren.“

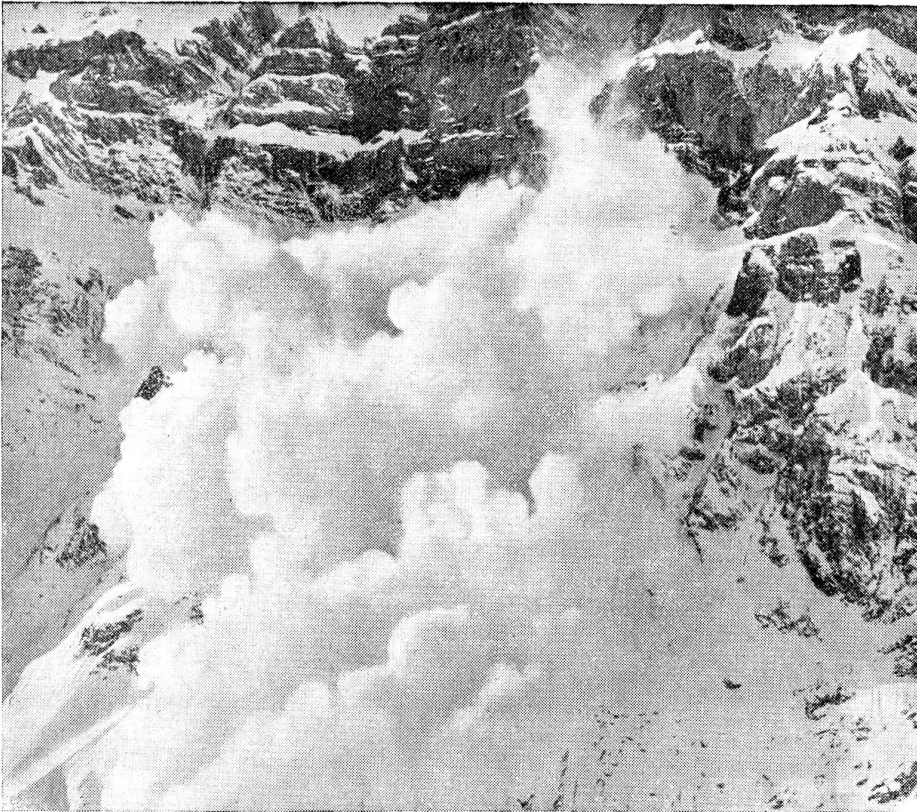
„Das Ausprobieren ist nicht mehr nötig. Es ist zuverlässig. Aber ich erkläre es Ihnen ein andermal. Heute fehlt mir das Interesse am Spiel. Gehen wir lieber mal in die Tanzhalle und sehen, was da los ist.“

3.

„Die Kasse“.

Ein anderer Portier, ebenso gekleidet wie der am Außenportal, öffnete, ihre Absicht erkennend, eine weiße, reich mit Gold verzierte Flügeltür, und sie traten in den Tanzsaal ein.

*) Ausführlich geschildert im Roman „Die Goldwäscher am Klondike“ von Emil Droonberg.



Achtung! Lawine!

Aus „Walter Flaig, Lawinen!“ mit Genehmigung des Verlags Brockhaus, Leipzig.

Wenn schon der Barraum und Spielsalon eine Ausstattung zeigten, die in diesem grimmigen Nordlande, das noch vor weniger als einem Jahre nur die allerdürftigste Lebensführung kannte, entschieden in Verwunderung setzen mußten, so war das hier noch viel mehr der Fall. Er war ebenfalls in Weiß und Gold gehalten. Die Beleuchtung durch ganze Reihen elektrischer Mattglaslampen erfuhr aber eine geradezu märchenhafte Abtönung durch eine Anzahl elektrischer Blumenbuketts und anderer Ornamente mit wunderbarem Farbenwurf.

Rund um den Saal laufend und auf vergoldete Säulen gestützt, befand sich eine Reihe von Logen, wieder in Weiß und Gold und mit heliotrop-farbenen seidnen Portieren. Sie waren für die Gäste mit den besonders großen Goldstaubteufeln und der Bereitwilligkeit, sich von deren Inhalt unter freundlicher Beihilfe der Damen des Hauses zu trennen, bestimmt. (Fortsetzung folgt.)

Achtung! Lawine!

Von Walther Flaig.

Lawinen! Das ist ein Warnungsruf. Im Kriegswinter 1916 sind allein auf österreichischer Seite 6000 Mann in den Alpen Lawinen zum Opfer gefallen. Und alljährlich wieder fordert der Weiße Tod Menschenleben. Da ist es ein Beginnen von hohem Wert, daß ein erfahrener Lawinenkenner, Walther Flaig, rechtzeitig vor Beginn des Skiwinters, um manches Unglück zu verhüten, ein Buch „Lawinen!“ (mit 120 Abbildungen und Karten sowie 1 Lawinentafel) herausbringt, das sich Aufklärung über Wesen und Natur der Lawinen zum Ziel gesetzt hat. Es beschreibt alle Lawinentypen — Flaig unterscheidet elf — mit ihren besonderen Eigenheiten. Man wird unterrichtet über die Vorbedingungen und Entstehungsursachen von Lawinen, ihren Bewegungsablauf und die jeweils erforderliche Abwehr. Das Wichtigste ist aber, daß der erfahrene Verfasser den Sti-

läufern und den Bewohnern der Berge eine Fülle erprobter praktischer Ratsschläge erteilt, wie sie sich im Gelände zu verhalten haben, wie sie Lawinen ausweichen und sich gegen sie schützen können, was sie tun müssen, wenn sie trotz aller Vorsichtsmaßregeln doch erfaßt werden, wie sie sich selbst helfen können, wie verschüttete Kameraden zu befreien sind, welche Rettungsmöglichkeiten bestehen! Wir entnehmen dem Buch die spannende Schilderung eines Abenteurers, bei dem es auf Leben und Tod ging.

Meine erste Begegnung mit einem Schneebrett war recht gefährlich. Auch damals folgte ich noch nicht meinem Gefühl, das mich deutlich warnte. Im Januar 1929 herrschte nach schönen Schneefällen tagelang ruhiges, sonniges Frostwetter. Die steilsten Hänge wurden bombensicher. Jetzt kannst du noch einige etwas ausgesuchte Fahrten in den Ledalpen machen, sagte ich mir und fuhr über Zürs auf Skiern nach Warth. Als ich ins Ledtal hinabglitt, sah ich gegen Abend an der Roten Wand mächtige Schneefahnen flattern. Also stürmte es in den Höhen (im Tal spürte man nichts). Folglich — schloß ich — wird der schöne Schnee oben an den Gräten und Höhenzügen entlang verblasen und brettig. Da heißt es aufpassen morgen. Ein ein-

heimischer Skilehrer verneinte diese Gefahr, auch für den von mir geplanten Aufstieg über die Wannenköpfe zum Warther Horn. Die Erfahrungen des Ortskundigen achtend, ließ ich mich beruhigen und stieg früh empor, einer alten Spur nach. Aber als ich mich dem immer steileren Grat näherte, da wurde der bisher lockere Schnee plötzlich hart: ich betrat das Reich des Höhensturmes, betrat den brettig-hart sturmgepreßten Schnee. Der Grat war hier nicht erstiegsbar. Ich mußte unter ihm entlang queren, durch eine mehrere hundert Meter lange Mulde, die links steil zum Gratrücken emporstieg und rechts von ihrem Außenrande weg steil (für Skiläufer unbetretbar steil) in den wilden, mindestens 200 Meter tiefen Hubertobel abbrach. — Die Spur verschwand bald im Harß, der mit jedem Schritt härter und steiler wurde. Der Schnee dröhnte hohl. Es war mir unheimlich zumute. Ich stand und sann. Rechts der scheußliche Tobel unter mir, links die steile Schneemasse über mir. Aber wenige Meter vor mir die rettende, fast schneefreie Rippe. Der Rückweg schien mir ebenso schlimm.

Na — vollends schneidig durch, sagte ich mir und hob mich vorsichtig weiter. Aber kaum ein Meter mochte ich gewonnen haben, da sprang die Katastrophe mich an: Ich rutschte auf dem steilen Windbrettharsch ab, stampfe — mit den Knien halt suchend — ein wenig auf und ... Da! Lauter Knall! Ein Rasseln und Bersten. Links über mir — ich riß den Blick jäh empor — zuckte wie ein Blitz (haargenau wie ein Blitz!) ein Riß quer durch den Hang. Der — auf wohl 200 Meter Breite! — rumpelt krachend herab — urplötzlich!

Für eine winzige Spanne erstarre ich in der graufigen Erkenntnis der gräßlichen Gefahr. Ich sagte laut: „Um Gottes willen!“ Dann reiße ich, schon von den Schollen geschoben und umgeworfen — mich jäh hoch. Alle Lebenskraft bäumt sich auf in mir.

„Stöße raußreißen!“ schreit es in mir. „Und umdrehen!“ brüllt es. „Und einrammen!“ keucht es. Ich handle so,